

FEDERICA DE CESCO

Muschelseide

FEDERICA DE CESCO

Muschelseide

Roman

blanvalet



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2007 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0192-1

www.blanvalet.de

Für die beiden Meeresfrauen
Beata Abela, Malta,
Suma Noji, Tokyo,
... und wie immer:
für Kazuyuki.

*»Sollte meine Stimme in eurem Ohr verklingen
und meine Liebe eurer Erinnerung entschwinden,
dann werde ich wiederkommen.«*

KHALIL GIBRAN, *»Der Prophet«*

Prolog

Wenn es wahr ist, dass die Göttin einst Maltas Inselwelt formte, dann kann es nicht sein, dass sie plötzlich verschwunden ist. Die Göttin ist immer da, sie hat viele Gesichter. Dabei sind die Bildwerke der Menschen nur ein verhüllendes Kleid und geben der Fantasie viel Spielraum. Die urtümliche Kraft zeigt sich in jeder Darstellung, wir erkennen sie wie durch Glas oder auch wie durch Wasser. Die Madonna von Marfa war die Schutzpatronin des Meeres, das ihr innewohnende Herz. Sie war in ungefähr achtzehn Metern Tiefe in einer Grotte angebracht und mit Plastikblumen geschmückt, als gebe es das Bestreben, möglichst viel Materie zu zeigen, um die Erscheinung den Menschen vertrauter zu machen. Kitsch stammt aus der realen Welt, er störte mich nicht. Und der Tauchgang war problemlos. Ich schwamm in einer Art riesiger Badewanne, bis ich eine senkrecht abfallende Steinwand erreichte. Hier ließ ich mich gemächlich fallen, immer am Felsen entlang. Die Klippen stiegen dunkel und geheimnisvoll empor, blasser Seeanemonen klebten an den Steinen. Vor der Statue, die bald in Sicht kam, flitzten silbrige Fischchen hin und her. Ich näherte mich ihr in jener Art schwebender Glückseligkeit, die unter Umständen gefährlich sein konnte. Die Luftblasen, die ich auslöste, gurgelten in meinen Ohren. Die Felsen waren von unterschiedlichem Schwarz und teilten sich in ein Gewirr von Spalten. Wie ein Traumbild trat die Steingestalt aus der Grotte hervor. Ein paar Beinschläge brachten mich näher an sie heran. Die Figur war nicht sehr groß. Ein Bein war leicht angezogen, wie es bei Darstellungen der Madonna oft vorkommt, sodass es eine schöne Linie bildete. Plankton und Mikroorganismen verwandeln Ge-

genstände unter Wasser, und auch die Plastikblumen verloren so jede Farbe. Die Form der Hände war plump, das geneigte Profil kaum zu erkennen, doch mir schien, dass ihre Lippen ein Lächeln andeuteten. Ich bremste meinen Schwung und sprach zu ihr im Geist das erste, was mir in den Sinn kam: »Heilige Maria, mach, dass Francesca mir nichts nachträgt!«

Später würde ich vielleicht herausfinden, welche diffusen Befürchtungen und Vorstellungen die lautlosen Worte ausdrückten. Jetzt aber tauchte ich rasch durch die schmale, nur wenige Meter lange »Grotte des Zackenbarsches«, wo ich den Ausgang bereits als hellen Fleck wahrnahm. Ich schwamm zielstrebig und kraftvoll, ließ mich auch nicht von dem Schatten ablenken, der seitwärts über den Felsen hinweg zog. Wie ein flatternder Mantel, der sich im Wasser blähte und eine senkrecht stehende Lichtsäule erzeugte. Das bronzene Haar, das dabei empor wirbelte, mochte eine Sandwolke sein, von der Strömung getragen. Illusionen unter Wasser sind gefährlich. Zu wem gehörte dieses Profil, das heranschwebte, sich leicht verdrehte und ein glänzendes Auge zeigte, das vorüber glitt? Wo hatte ich dieses Antlitz, das sich nun wieder zurückzog, schon gesehen, und nicht nur einmal im Leben? Ich nahm die Erscheinung so hin, wie sie war, eine Woge aus geschmeidiger Bewegung, die sich im Dunkel der Tiefe mit langsamer Drehung auflöste. Der Mensch muss verrückt sein, wenn er solchen Dingen Beachtung schenkt, und ich war nicht verrückt. Es sind Gestalten und Träume, die aus dem Meeresgrund wachsen. Unerklärlich treiben sie umher, gleiten auseinander, und fort. Erscheinungen dieser Art erzeugen keinen Schrecken, aber es ist nötig, sie mit Argwohn zu betrachten. Ich schwamm schnell daran vorüber, dem Sonnenlicht entgegen. Ich tauchte aus den Wellen, holte gierig Luft. Dann fiel ich, müde und entspannt, in das glitzernd aufspritzende Wasser zurück. Kleine Schaumbläschen platzten auf meiner Haut, und mein tiefes, stetiges Atemgeräusch erfüllte mich mit Behagen.

1. Kapitel

Im Mai kehrte Francesca aus New York zurück. Ich hatte sie nie gesehen, obwohl ich vor einigen Jahren einmal versucht hatte, sie zu treffen. Aber daraus war nichts geworden, und ich nahm es nicht tragisch. Wir hatten viele Verwandte, ich kannte längst nicht alle. Wie alt mochte Francesca jetzt sein? Neunzig, sagte mein Vater, und ich konnte es kaum glauben. Aber es stimmte. Sie hatte die Familie als Achtzehnjährige verlassen. Und seitdem war sie nie mehr nach Valletta gekommen.

»Aber warum denn nicht?«, fragte ich.

»Warum?«

Er erwiderte erstaunt meinen Blick, und ich nahm seine Verlegenheit wahr. Neuerdings wollte er, dass ich ihn Ricardo nannte. Wobei ich nicht wusste, ob es ein Zugeständnis an das Zeitgemäße war, das er im Grunde seines Herzens missbilligte, oder eine wehmütige Erinnerung an meine Mutter. Ricardo äußerte sich nicht dazu: Er liebte das Ungesagte, das Leise. Auch jetzt schüttelte er nur den Kopf und reichte mir Francescas Brief, der an diesem Morgen eingetroffen war, über den Tisch. Ich überflog die wenigen Zeilen. Die schwarze Tintenschrift war nachlässig, eher ein Gekritzel. Sie wolle kommen, schrieb sie, und dort sterben, wo sie geboren war. Wir sollten ihr ein Zimmer mit Bad bereit machen. Falls es inzwischen eines gäbe, sonst würde sie lieber ein Hotel beziehen. Moderner Komfort habe doch wohl auch in Valletta Einzug gehalten, oder etwa nicht? Der Ton war spröde, sarkastisch. Zwischen den Zeilen lag eine Anmaßung, die mir gefiel. Ich fand ihr Schreiben amüsant und, aus Familiensicht, sehr unkorrekt.

Badezimmer hatten wir inzwischen drei, auf jedem Stockwerk

eines. Mutter hatte sie in ehemaligen Abstellkammern einbauen lassen. Die Kacheln unter den Füßen und die Toilettendeckel waren sogar im Sommer eiskalt. Wir behelfen uns mit elektrischen Öfchen. Ein Fortschritt allerdings, und besser als nichts.

Mutter war im vergangenen Oktober gestorben. Polyarthrit. Es lag bei ihr wohl in der Familie. Ein älterer Bruder hatte die gleiche Krankheit gehabt. Man hatte allzu lange unter sich und standesgemäß geheiratet, den Kindern fehlten die Abwehrkräfte. »Fin de race«, so nennen es die Franzosen. Und in der Nacht vor Mutters Begräbnis hatte Ricardo einen Hirnschlag erlitten. Eine schreckliche Nacht, die fürchterlichste meines Lebens. Wir mussten ohne ihn den Sarg in die Erde lassen. Vielleicht wollte er nicht dabei sein, oder er konnte ihre rasch entschwindende Gegenwart nicht ertragen, wollte sich mit ihr ins Dunkel fallen lassen. Jetzt ging es ihm besser. Ich sorgte dafür, dass er morgens und abends seine Tabletten nicht vergaß.

Ich legte Francescas Brief akkurat in den Umschlag zurück.

»Zimmer haben wir genug. Und Badezimmer auch. Warum hat sie uns nicht schon früher besucht?«

»Sie arbeitet viel«, antwortete er ausweichend. »Ihre Bilder haben Erfolg. Sie hat etliche Preise gewonnen.«

»Verheiratet?«

»Dreimal. Und dreimal geschieden.« Ricardo seufzte. »Kein Wunder, dass es sie nie nach Europa gezogen hat. Wir sind in diesen Dingen altmodisch.«

»Malta liegt doch nicht am Hintern der Welt«, erwiderte ich, wobei er leicht stutzte. Obwohl er mit zunehmendem Alter die Form weniger wichtig nahm, reagierte er auf schnodderige Redensarten empfindlich. Doch er ging nicht darauf ein und sagte lediglich:

»Sie hat offenbar vergessen, dass wir im Haus so viele Treppen haben. Vielleicht sollte ich es ihr schreiben?«

»Denkst du nicht, dass sie sich beleidigt fühlen könnte?«

»Beleidigt? Warum denn beleidigt?«, fragte er.

Seine Verwunderung wirkte nicht gerade unecht, aber ich

entdeckte in seiner Gegenfrage doch eine Betonung, die unverkennbar auf Besorgnis hinwies. Als ob ich etwas sagen könnte, das er nicht hören wollte.

»Na ja, sie könnte meinen, dass du sie nicht hier haben willst.«

Offenbar hatte ich den Nagel auf dem Kopf getroffen, denn er entgegnete:

»Warum bleibt sie nicht, wo sie ist, wenn sie Bescheid weiß?«

Draußen war es bereits warm, und wir aßen im »Sommer-speisesaal« mit Blick auf den Garten. Säulen aus Stuck, hellblau bemalt, Möbel im Empirestil und heitere Gemälde an den Wänden – die düsteren hingen ein Stockwerk höher. Der Tisch, an dem Vater und ich uns gegenüber saßen, war mit Silber und altem Porzellan gedeckt und für eine Großfamilie gemacht. Zwischen uns lag ein vier Meter langes Tischtuch mit Klöppelstickerei. Die Stuhllehnen wiesen geschnitzte Blumen und Traubendolden auf. Nach einer Weile erschien Domenica, wechselte die Teller, brachte gebratene Leber, geschmorte Kartoffeln und Spinat aus der Küche, die ein Stockwerk tiefer lag, auf silbernen Platten herein. Mein Vater hatte nichts dagegen, dass Domenica neuerdings Hosen trug. Ihre Beine waren kurz und kräftig, ihre Augen so grau wie ihr Haar. Sie lächelte warmherzig, machte mit den Lippen ihre summenden Geräusche. Domenica war sprachlich zurückgeblieben. Das Bändchen unter ihrer Zunge war zu kurz, die Gaumenmuskulatur verkümmert. Ihre Eltern, einfache Leute, hatten nicht gewusst, dass eine kleine Operation im Kindesalter das Zungenbändchen hätte lösen können.

Ich sagte ihr, dass wir uns selbst bedienen würden. Sie ging, und ich füllte Ricardos Teller, bevor ich das Schweigen brach.

»Ich würde mich eigentlich freuen, sie zu sehen. Wie alt warst du, als sie ging?«

»Das war vor dem Zweiten Weltkrieg. Ich war noch klein, vier Jahre alt.«

»Erinnerst du dich an sie?«

»Ein wenig.«

»Ihre Mutter hieß Cecilia, nicht wahr?«

»Tante Cecilia habe ich nie gekannt. Sie starb 1917, als Francesca auf die Welt kam.«

»Ich finde das entsetzlich. So jung!«

»Jung aus deiner Sicht«, antwortete er. »Damals hatte eine Frau dieses Alters oft schon Kinder. Und manch eine starb im Kindbett. So war das eben.«

Sein Gehirn hatte keinen Schaden genommen, nur das leichte Zittern seiner Hände würde bleiben. Er begrüßte jeden mit Namen, verwechselte keinen. Er spielte Schach, sah fern, las Zeitungen in verschiedenen Sprachen. Dr. Lewis war sehr zufrieden mit ihm. Kürzlich hatte er zu mir gesagt:

»Es ist gut, dass Sie da sind. Spielen Sie eigentlich Tennis?«

»Ziemlich schlecht, tut mir leid.«

»Das macht nichts. Sie sollten jetzt etwas Tennis mit ihm spielen. Er braucht frische Luft. Spaziergänge liebt er ja offenbar nicht.«

»Er hasst sie.«

»Frühmorgens, wenn es noch nicht zu warm ist, wäre es ideal. Fällt es Ihnen eigentlich schwer, bei ihm zu bleiben?«

Ich hatte erwidert: »Nicht im Geringsten«, ohne das Gefühl zu haben, dass ich log.

Ich war die einzige Tochter, daran wurde ich hier immer wieder erinnert, auch wenn mein Beruf mir Freiräume bot. Sogar Affären waren heutzutage keine Schande mehr, die man züchtig verbarg; man redete nur wenig darüber. Heuchelei gehörte schon dazu. Über das, was mein Vater davon hielt, machte ich mir keine Illusionen. Ohnehin fuhr ich ja ständig in der Welt herum. Dann gab es noch Georges, meinen allzu cleveren Bruder, in maßgeschneiderte Anzüge und diskrete Krawatten eingezwängt. Er lebte mit seiner Frau Alice in London, war Bankkaufmann bei der Lloyds, steckte mitten in einer Karriere, so vielversprechend und steil, dass er daneben nur noch an das eine denken konnte, nämlich daran, wie man Söhne in die Welt

setzt. Ihrer hatte er inzwischen drei. Schnatternde kleine Ungeheuer, trippelnd, strampelnd und schreiend, die meines Vaters Geduld gehörig auf die Probe stellten. Ich war froh, sie nicht um mich herum ertragen zu müssen.

Nun also Francesca. Weshalb gerade jetzt? Wir hatten ihr natürlich eine Anzeige geschickt, deswegen vielleicht. Viel Zeit blieb ihr ohnehin nicht mehr. Du lieber Himmel, sie war neunzig! Ich wusste nicht, woran es lag, dass sie sich derart abgeschottet hatte. Ich hatte mir selten Gedanken über sie gemacht. Sie lebte in den Staaten, und Punkt. Ich hatte auch Verwandte, die in Südafrika lebten.

Die Leber war zu hart gebraten. Ich schob sie an den Rand des Tellers und nahm mir vor, es Domenica zu sagen. Ricardo aß mit Widerwillen ein paar Bissen. Während wir lustlos Spinat und Kartoffeln verspeisten, blickte Francesca uns an. Genau genommen war es ihr Porträt, das auf uns hinab sah. Mir war bekannt, dass Francesca damals einen ihrer üblichen Skandale produziert hatte, als sie sich wie ein Filmstar porträtieren ließ, in rotem Bustierkleid, die Schultern nackt. Dazu trug sie Handschuhe, lang bis zum Ellbogen und ebenfalls rot, und hielt eine Zigarette. Ich fand das Bild schön, es drückte so viel Lebenskraft aus. Die nackten Schultern waren breit, der Hals war lang und graziös, und sie trug den Kopf sehr hoch. Das schwarze Haar war über der Stirn zu einer Art Rolle eingeschlagen, in der eine Spange steckte. Die Brauen waren über der Nase dicht zusammengewachsen, der Mund knallrot bemalt. Ich hatte selten ein Gesicht gesehen, das so viel Herausforderung und Kühnheit zeigte. Wie eine Piratin kam sie mir vor. Ich fühlte mich ihr auf einmal sehr nahe.

Sie musste sich in diesem Haus in der St. Dominik Street sehr fremd gefühlt haben. Sie hatte die Freiheit gewählt, lange bevor auch ich meinen eigenständigen Weg ging. Aber bei mir war alles ganz anders gewesen, ich hatte nicht für nichts und wieder nichts rebellieren müssen. Schon als Schulkind war ich mit Leidenschaft geschwommen, zuerst im Schwimmbecken

meiner italienischen Großeltern, dann im Meer. Zwischen sechzehn und zwanzig, in dem Alter, in dem Jugendliche am kräftigsten sind, hatte ich an Wettschwimmen teilgenommen und Pokale gewonnen. Die Eltern sahen es gern. Sie fanden es auch gut, dass ich in Monaco Meeresbiologie studieren wollte. Aber statt wie es sich gehörte bei Verwandten zu wohnen, zog ich in eine WG, wo es laut und chaotisch und alles andere als brav zuging. Ich war im Internat von Nonnen erzogen worden, jetzt erprobte ich die große Freiheit. Die Eltern hielten betroffen durch, bis ich von allein zu Verstand kam. Ich beendete mein Studium; danach fing der Ernst des Lebens an.

Dass junge Forscher zunächst wenig verdienen, erfuhr ich bald am eigenen Leib. Meine Eltern fragten nie, brauchst du Geld? Ich wusste, dass ich auf sie zählen konnte, aber ich hätte sie nur darum gebeten, wenn ich ausgeraubt worden, schwer krank gewesen wäre oder in Gips gelegen hätte, und nichts von alledem traf ein. Ich gab vier Jahre lang Schwimmunterricht, arbeitete in einem Warenhaus in der Sportabteilung. Wir Malteser sind zäh. Hätten wir keine Willenskraft, wären wir jetzt Türken. Wir auf unseren Inseln verhalten uns, als dösten wir zwischen Kirchen und Denkmälern vor uns hin, aber der Eindruck täuscht. Zorn und Spott liegen uns mehr als Jammern und Hadern. Wir blicken auf eine zu harte Vergangenheit zurück, als dass wir uns – weil wir heutzutage wohlhabend sind – hätten unbehaglich fühlen können. Ricardos sanfte, höfliche Art zeigte nicht, dass er dem Johanniterorden angehörte, in dessen Verwaltung er eine bedeutende Rolle spielte. Ebenso selten sprach er von seinen Bankgeschäften, die er in den letzten Jahren ohnehin nur als Berater weiterführte.

Ich verkaufte also Badeanzüge, Schnorchel und Schwimmflossen, acht Stunden am Tag, in der Touristensaison auch sonntags, und lernte in der Freizeit Apnoetauchen. Was faszinierte mich daran? War es das Herantasten an die eigenen Grenzen, die sportliche Herausforderung, die Formen und Farben und Gelassenheit der Tiefe? Ich konnte es nicht sagen, es war

eine Mischung von alldem. Ich lernte auch, wie man mit einer Unterwasserkamera umgeht, und konnte im Stab von Jean-Michel Cousteau mitwirken, als er einen Dokumentarfilm an der libanesischen Küste drehte. Ein unglaubliches, unverschämtes Glück: Jemand fiel aus, sie suchten Ersatz, und ich war gerade an der richtigen Stelle. Ein paar Jahre lang gehörte ich dann dazu. Wir waren ein Team von Archäologen, Biologen, Geologen und Zoologen, die auf Cousteaus Forschungsschiff die Weltmeere bereisten. Alle gut eingespielt, alle solidarisch. Daneben hatte ich im Freitauchen einige Rekorde gebrochen, war in die Schlagzeilen der Illustrierten gekommen. Auf diese Weise war »Azur«, ein internationaler Kosmetikkonzern, auf mich aufmerksam geworden. 1999, als Cousteau seine Ocean Future Society gründete, verließ ich ihn, weil Azur mir ein Exklusivangebot gemacht hatte. Der Konzern stellte Hightechkosmetik auf der Basis von Mineralstoffkonzentraten her, die aus gewissen Algen gewonnen wurden. Da die marine Welt beträchtlichen Schaden genommen hatte, bestand meine Aufgabe darin, nach jenen Algen zu forschen, die die kostbaren Spurenelemente noch enthielten. Darüber hinaus entsprach ich als sportliche junge Frau dem »Image« der Marke und wurde auch bei Werbefotos für Sonnenschutz und Selbstbräuner eingesetzt. Nachdem ich etliche Jahre von der Hand in den Mund gelebt hatte, genoss ich den Luxusjob. Der europäische Sitz des Konzerns befand sich in Hamburg.

Als ich mir nach einigen Jahren eine Wohnung leisten konnte, wählte ich die Schweiz, vorwiegend ihrer guten Flugverbindungen wegen. Ich kaufte ein Loft in Zürich, geräumig, transparent und minimalistisch. Ohne Teppiche und ohne Gemälde, weder heitere noch düstere. Die Eltern erschrakten ein wenig vor dem Kubus, meinten jedoch, dass ich mein Geld gut angelegt hätte. Inzwischen tauchte ich im Roten Meer, in der Karibik, in den Gewässern von Okinawa und Hawaii und auch im Amazonas-Delta. Neugier und Begeisterung erfüllten mich, ich hatte Zeit zum Bewundern, Zeit auch, mich zu fürchten, das

gehörte dazu. Ich sammelte Erfahrungen und Erlebnisse, Erinnerungen und Bilder für eine Zukunft, von der ich nicht wusste, wann sie beginnen würde, bis sie mir unvermittelt hautnah kam. Da gab ich vieles auf, aber nicht alles.

Mein Vater hatte bemerkt, dass ich Francescas Porträt betrachtete, und nickte mir zu.

»Sie war sehr ungestüm. Lavinia und sie hatten immer Streit.«

Lavinia, Ricardos ältere Schwester, war Musiklehrerin gewesen. Sie hatte Generationen von Schülern die Freude am Gesang genommen und zwei Verlobte in die Flucht geschlagen. Vor drei Jahren war sie ledig – aber nicht jungfräulich – verstorben, und alle fühlten sich wohler.

Ich sagte:

»Wer vertrug sich schon mit Tante Lavinia? So großkotzig, wie sie war.«

Dass die Eltern 1953 zur Krönung Elisabeths II. nach London gereist waren, hatte sie mir jedes Mal unter die Nase gerieben, wenn ich nicht gehorchte. Mir, dem ungezogenen Mädchen, würde Ihre Majestät nie eine Einladung schicken. Weil mir Ihre Majestät schnurz war, zerrte mich Lavinia an den Haaren, was sehr weh tat. Sie sperrte mich auch in die Besenkammer, wo ich die Tür mit Fußstritten traktierte und fürchterlich schrie.

»Sie war nicht ... wie du sagst«, Ricardo räusperte sich. »Sie war nur konsequent. Und Francesca trug viel Unruhe im Blut.«

»Ich doch auch.«

»Du nicht, nein. Du warst immer vernünftig.«

Was er sagte, klang sehr überzeugt. Ich bewunderte seine Fähigkeit, die schlaflosen Nächte zu vergessen, die ich ihm beschert hatte. Ich ließ ihn seine Erdbeeren essen und enthielt mich jeder Zwischenfrage, weil ich nicht wollte, dass er, wie so oft, die Unterhaltung abrupt beendete. Das bisschen, was ich von Francesca wusste, machte mich zunehmend neugierig.

Zum Kaffee setzten wir uns in den Wintergarten. Je nach

Temperatur, Wind und Licht war es hier sehr angenehm. Ricardo hatte immer eine blasse Gesichtsfarbe gehabt; jetzt zeigte das helle Licht, wie alt und fahl seine Haut schon war. Immerhin hielt er Maß im Essen, sodass er nicht zum Fettkloß geworden war wie seine Ahnen, deren Wohlstand noch am Körperumfang bemessen wurde. Im Raucherzimmer hing das Bild der kleinen, überfütterten Catharina. Sie war 1828 an Herzversagen gestorben. Dreizehn war sie nur geworden.

Ich schenkte Ricardo Kaffee ein. Er dankte mit freundlichem, zerstreutem Kopfnicken. Ich sagte:

»Vor zwei Jahren, als ich in New York war, habe ich bei Francesca angerufen. Ich sprach mit einem Mann, der mir sagte, dass sie in ihrem Atelier in Merrywood sei. Er gab mir ihre Telefonnummer. Ich rief ein paar Mal an, aber sie nahm den Hörer nicht ab. Dann ging mein Flug, und aus dem Treffen wurde nichts.«

»Schade«, erwiderte er unverbindlich. »Sie hätte sich gewiss gefreut, dich zu sehen.«

»Ach, ich weiß nicht. Sie hatte ja meine Handynummer. Aber sie hat nie zurückgerufen.«

Eine verpasste Gelegenheit, wie es oft vorkommt. Im Nachhinein tat es mir leid. Immerhin mochte Francesca ihre Gründe haben.

»Sie hat auch Marina kein einziges Mal getroffen. Für sie sind wir weit weg und einfach nur langweilig.« Ricardo schaute durch mich hindurch, bis ich wieder kribbelig wurde.

»Langweilig?«

Er nickte unbestimmt.

Einmal las ich ein Interview mit ihr in der *Vogue*.«

»Ach ja? Wann war das?«

»Vor zwei Jahren oder so. Sie führt ein interessantes Leben, und hier in Valletta ist ja kaum etwas los...«

»Ricardo, das sollte ihr inzwischen egal sein. Sie ist neunzig!«

»Auf den Bildern in der *Vogue* sah sie noch recht gut aus.

Du hast zumindest eine Beschäftigung, die dir Abwechslung bringt. Aber Francesca! Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich bei uns wohl fühlen würde...«

Es war, als redete er mit vollem Mund. Früher war mein Vater ein unterhaltsamer Mann gewesen, der sich über sich selbst und unsere Familie sehr geistreich äußerte. Wo war seit Mutters Tod der Humor geblieben? Er nahm an nichts mehr teil oder allenfalls oberflächlich. Er machte auch mit mir keine Ausnahme. Seine hellen Augen registrierten mein Gesicht und nahmen gleichzeitig die Abwesenheit Francescas zur Kenntnis. Ich kannte Ricardo und spürte instinktiv, dass er sie nicht hier haben wollte. Seiner Natur nach war er konservativ, mit dem ganzen Ballast, der dazugehörte. Hinter seinem unaufrichtigen Schweigen lag verkrustete Abwehr, Bestürzung und gleichzeitig auch unterschwellig so etwas wie ein Ertapptsein. Er fürchtete Erklärungen; offenbar hatte er für das, was er sagen konnte oder wollte, noch keine fertige Fassung. War es eine Schwäche in seinen Augen, sich gehen zu lassen? Ich machte den nächsten Anlauf, mit ihm zu reden, und ließ es bleiben, als er den Kopf von mir weg drehte.

»Sei mir nicht böse, Beata. Ich bin müde.«

Die Form wurde gewahrt oder zumindest der Anschein. Er war wahrhaftig müde, eine Nachwirkung der Medikamente. Heute Abend Tennis spielen? Nein, ihm stand nicht der Sinn danach. Ich wurde ungeduldig, nach dem Essen musste ich Bewegung haben. Ich sagte, er sollte sich ausruhen. Er bewegte schlaff die Hand, rutschte leicht nach vorn und blieb, schwerfällig ein- und ausatmend, in dieser Stellung sitzen. Seine Augenbrauen zuckten, er lebte sein Leben hinter wässrigen Augäpfeln. Kranke Menschen ziehen sich nach innen zurück, in die Gefangenschaft der eigenen Heimlichkeiten. Nichts wie raus, dachte ich, er deprimiert mich. Ich ließ ihn in der gläsernen Helle dösen, mit Gedanken, die gewiss unerfreulich waren. Francesca?

2. Kapitel

Ich stieg die ausladende Treppe aus rötlich geädertem Marmor hinauf, ging durch das blaue Zimmer, das rote Zimmer, das grüne Zimmer, so benannt nach Vorhängen und Tapeten. Ich ging auf Teppichen unter Kronleuchtern mit Glasbehang, kam an Bücher- und Spiegelwänden vorbei, an Sofas und Lehnstühlen. An Tischen, großen und kleinen, mit Marmorplatten oder Einlagen aus Perlmutter, an Kredenzen und Vitrinen voller Nippes und alten Fotos. Im blauen Zimmer stand der indische Schrank, riesig und gespenstisch verschnörkelt; im roten der chinesische Schrank, schwarzer Lack mit goldenen Bäumen, Wolken und Drachen. Den Konzertflügel im grünen Zimmer wagte nicht einmal meine Mutter anzurühren. Sie spielte nur Gitarre, dafür aber gut.

An den Wänden hingen Ölgemälde, grell beleuchtet oder halb verschwunden in der Dämmerung. Kopien der spanischen oder italienischen Schule, schwermütige Gefühlsergüsse von anno dazumal. Zur Rechten der heilige Sebastian, Schutzpatron der Schwulen, mit Blut bemalt und elegant verrenkt. Zur Linken die heilige Agatha, unerbittlich lächelnd ihre abgeschnittenen Brüste vorweisend. Neben ihr der heilige Petrus, mit dem Kopf nach unten gekreuzigt. Etwas weiter Jesus im Olivengarten, Jesus mit der Dornenkrone, Jesus am Kreuz und Jesus im Grab. Als Nächstes die Jungfrau, blond gelockt und dümmlich-verklärt, mit ihrem fetten Kind auf dem Schoß. Des Weiteren der große Sieg von 1565 gegen Suleyman den Prächtigen, der Beschuss von Sankt Elmo, die Schlacht von Birgo. Aufgewühlte Wellen, die Türkenköpfe – unlogischerweise alle noch mit Turbanen versehen – an Land spülten. Gleich gegen-

über die Ahnen, mit ihren Geschichten von Heldentum, Krieg, Totschlag und Vergeltung. Grimmig blickende Ritter, hoch zu Ross oder stehend, das Schwert in der einen Hand, in der anderen die Ordensflagge, weißes Kreuz auf rotem Grund. Damen, jung und rosig oder mit Altfrauengesichtern, für den Ball oder den Kirchgang gekleidet. Wohlbelebte Gentlemen aus der Zeit Königin Viktorias, mit gewaltigen Schnurr-, Backen und Vollbärten. Ferner eine Anzahl vergrößerter Schwarzweißaufnahmen: Valletta im Ersten Weltkrieg, Valletta im Zweiten Weltkrieg. Die Trümmer, die Flugzeuge, die Kanonen. Es gab Tage, an denen ich diese Ansammlung überhaupt nicht mehr wahrnahm, und andere, an denen sie mir ganz massiv jede Freude verdarben, ich mich bedrückt, überfordert und gequält fühlte.

Wie würde sich Francesca heutzutage wohl über das Sammelsurium äußern? Würde sie wie ich davon träumen, all die starrenden Augen mit einem spitzen Gegenstand zu durchbohren? Für mich ging eine Linie zurück zu Vorfahren, die ich nie geliebt hatte. Ihre Alpträume waren nicht meine Alpträume; ich hatte andere, die pragmatischer und womöglich vorbeugender waren. Diverse klinisch Verrückte in den Verästelungen unseres Stammbaums (als Fresko an die Wand der Bibliothek gemalt) bezeugten, dass Zerstörungswut allenthalben gesünder war als Verdrängung.

Unser Haus, La Casa degli Uccelli – das Vogelhaus –, lag mitten in der Stadt. Francescas Mutter Cecilia hatte noch erlebt, wie die weiblichen Familienmitglieder an Sonn- und Feiertagen im Salon beteten, wenn beim Gottesdienst die gewaltige Pforte der Marienkirche auf der anderen Seite der schmalen Straße offen stand und die Frauen, auf samtbezogenen Bänken vor dem Fenster kniend, dem Gottesdienst beiwohnen konnten, ohne das Haus zu verlassen. Der Gedanke an Cecilia brachte es mit sich, dass ich ein paar Treppenstufen höher stieg und ein Zimmer betrat, nicht sehr groß, aber sonnig, mit Blick in den Garten. Es wurde als Näh- und Bügelzimmer benutzt, aber Mutter hatte es immer als »Francescas Zimmer« bezeichnet.

Der Parkettboden quietschte unter dem abgenutzten Teppich. Schrank und Kommode waren in schnörkellosem Jugendstil gehalten. Ein weißes Tuch schützte die alte Singer-Nähmaschine vor Staub, daneben stand ein Wäschekorb aus Plastik. Auf dem Bett mit der hellen Sommerdecke stapelten sich frisch gewaschene Handtücher. Über dem Kopfende hing ein frommes Bild, die Muttergottes mit dem Jesuskind. Ein alter Stich, mit den Augen der Romantik nachempfunden, kitschig, aber nicht beängstigend. An den Wänden sah ich Aquarelle in einfachen Rahmen. Eine aggressive Irisblüte, geschwungen wie ein Dolch, zwei kämpfende Ratten, Wespen auf einer faulen Birne. Alle trugen die Signatur F. S. R.: Francesca Sforza-Richards. Die Aquarelle, schrill koloriert, zwischen Phantasie und hartem Realismus, beunruhigten. Als ob die junge Künstlerin den Betrachter herausforderte. »Ich weiß, dass ich gut male, aber die Bilder sollen nicht schön sein.«

Tatsächlich zielten die Aquarelle auf Konfrontation, vermittelten einen Eindruck von Verwundbarkeit und Zorn. Als ich langsam im Zimmer umherging, bemerkte ich ein Foto in einem silbernen Rahmen. Fotos standen bei uns in allen Zimmern, auf den Kaminsimsen, auf den Schreibtischen, in allen Sitzecken. Die Großeltern, die Eltern und Geschwister, die Verwandten, die Gäste, die Erzieher, die Dienstboten auch. Alte Reiseerinnerungen, neue Ferienaufnahmen. Die Fotos gehörten dazu, sie waren einfach da, alltäglich und von mir unbeachtet. Aber dieses Bild auf dem Nachttisch zog meine Blicke an. Ich trat näher, nahm es behutsam in die Hand. Es zeigte ein Mädchen, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, in einem weißen Kleid mit Matrosenkragen. Sie hatte üppige, dunkle Locken und trug ein ebenfalls weißes Band im Haar. In der Hand hielt sie einen Tennisschläger. Cecilia, dachte ich. Es gab noch andere Bilder von ihr, Gruppenaufnahmen, wo sie bloß ein Gesicht unter vielen war. Auf diesem Bild war sie deutlich zu sehen. Der Blick war eigensinnig, scharf. Der Wille, der ihr zartes Gesicht verhärtete und nahezu versteinerte, gab ihr einen Ausdruck, den

meine Eltern wohl als altklug bezeichnet hätten. Beata, sei nicht altklug, hatte ich oft zu hören bekommen, wenn ich zu argumentieren begann. Und gleichzeitig war es ein liebenswertes Gesicht, unbefangen und schelmisch. Menschen auf alten Fotos merkt man stets an, dass sie einer anderen Zeit angehören, dass sie unwiderruflich diese Welt verlassen haben. Was war die Unsterblichkeit anderes als die Fähigkeit, in die Zukunft zu springen, hoch über die Köpfe der Nachkommen hinweg – platsch! – wie ein Schwimmer ins Wasser? Ich lächelte vor mich hin, als sei ich hinter einen geheimen Sinn gekommen. Nur, wenn die Kraft des Geistes sie nicht in den Raum hebt, bindet der Tod die Menschen an die Erde. Francescas Mutter war vor neunzig Jahren gestorben und vermittelte den Eindruck, als könnte sie gleich aus dem Rahmen steigen, ihr Kleid glatt streichen, die Locken schütteln und mir zulächeln.

»Ich war eine Zeit lang fort. Da bin ich wieder!«

Möglicherweise hatte ich sie sogar gesehen. Nein, rief ich mich fast augenblicklich zur Vernunft, hör gefälligst auf, dir das einzubilden! Wobei ich mich gleichzeitig wunderte, dass ich so wenig von ihr wusste. Weil ich zuvor mit anderem beschäftigt gewesen war, bloß deswegen? Wer war ihr Mann? Warum war von ihm niemals die Rede gewesen? War er im Krieg gefallen? Hatte er Cecilia verlassen oder sie ihn? War zwischen ihnen etwas vorgefallen? Wenn ja, was? Scheidungen kamen ja damals nicht in Frage. Der Mann ging zu den Huren. (Und später zu den Striptease-Tänzerinnen.) Die Frau, je nach Veranlagung, betete oder nahm sich einen Liebhaber. Nur Gott in seiner Milde und der Beichtvater als geistiger Tröster wussten Bescheid, und beide hielten den Mund. War womöglich Francesca, wie man damals sagte, mit dem »Makel der Unehelichkeit« geboren worden? Unsere bigotte Familie musste sauertöpfisch bestrebt gewesen sein, das Missgeschick zu vertuschen. Ricardos zugeknöpftes Verhalten ließ auf alte Hemmungen schließen, auf ein in Fleisch und Blut übergegangenes Redeverbot, auch wenn Sitte und Standeskodex ihren Griff längst gelockert hatten.